

Brigitte Glaser
SONNENBERG

BRIGITTE GLASER

SONNEN BERG

Roman

List

ISBN: 978-3-471-36079-8

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

© 2026 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Aldus nova und der Gotham

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Rainer IM

ERSTER TEIL

Die Weite der Prärie

10. Januar 1975

Die Luft roch nach schwerer Erde, als Johanna den Weinberg hinaufstapfte und oben bei dem kleinen Walnussbaum stehen blieb. Sie zählte, die fünfte Reihe musste sie nehmen. Ihre Stiefel rutschten im feuchten Gras, ein paar aufgeschreckte Krähen flogen schimpfend von den Endpfählen auf. Johanna zählte wieder, diesmal die Rebstöcke. Beim einundzwanzigsten hielt sie an, ging in die Hocke, legte eine Hand auf den feuchten Grund. Genau hier war der Vater beim Setzen der Ruländer-Stämmchen einfach umgefallen. Für Emil Schmied kam jede Hilfe zu spät, der eilig herbeigerufene Doktor aus Endingen konnte nur noch den Tod feststellen. Herzschlag, diagnostizierte er.

Johanna erreichte die Nachricht in Freiburg. Wie sie von der Klausur zum Thema Umlaufvermögen in die WG zurückkam, wusste sie sofort, dass etwas Schlimmes passiert sein musste. Kaum dass sie den Schlüssel ins Schloss gesteckt hatte, riss Luzie, bleich wie ein Leintuch, die Tür auf und umarmte sie so heftig, dass sie beide fast umfielen. Sie, Johanna, dachte natürlich sofort an eine neue Katastrophe in Luzies Leben. Niemals hätte sie es für möglich gehalten, dass ein Schicksalsschlag ihre eigene Familie treffen, niemals gedacht, dass ihr gesunder, starker Vater so früh sterben könnte.

Zwei Jahre war das inzwischen her, und es hatte ihr Leben komplett verändert. Sein Tod hatte sie gezwungen, nach Hause zurückzukehren. Seit Generationen lebte ihre Familie vom Weinbau, und als einziges Kind war ihr immer klar ge-

wesen, dass sie den Betrieb eines Tages übernehmen würde. Aber doch nicht so früh. Sie vermisste den Vater jeden Tag: seine Hand auf ihrer Schulter nach getaner Arbeit, die sichere Bank, die er immer für sie gewesen war. Aber was für eine Herkulesaufgabe hatte er ihr aufgebürdet! Knapp drei Hektar Reben, komplizierte Kredite und eine chaotische Buchführung. Manchmal machte sie das alles so wütend, dass sie das verdamnte Erbe am liebsten in den Wind schlagen würde. Aber was dann? Was dann?

Sie richtete sich auf und sah hinunter ins Tal. Früher hatten hier am Kaiserstuhl die steilen, teils winzigen Weinäckerchen an den Hängen geklebt und waren nur mühsam von Hand zu bewirtschaften gewesen. Eine gewaltige Flurbereinigung, die ihre komplette Kindheit und Jugend durchzog, hatte dies unwiederbringlich verändert. Stufe für Stufe erstreckten sich die neu geschaffenen Weinterrassen zur Rheinebene hin. Breite Wege führten vom Dorf herauf, schlängelten sich in weiten Biegen von einer Terrasse zur nächsten. Die jungen Rebstöcke, inzwischen drei Jahre alt, wurzelten gut in der frischen Erde. Spätburgunder, Ruländer, Müller-Thurgau hatten sie hier gesetzt. Im Herbst würden die Reben zum ersten Mal voll tragen. Die Flurbereinigung, ein Meisterwerk, so der Vater. Mit riesigen Baggern und Raupen war hier jahrelang das Unterste zuoberst gekehrt worden, man hatte alte Weinberge untergegraben, Felsen weggesprengt, Erdmassen verschoben, neue Flächen planiert. Während dieser Zeit wirkte die kahle Landschaft wie eine Wüstenei, wie eine Mondlandschaft, wie eine riesige, offene Wunde.

Als Kinder vergnügten sie sich auf den immer neuen Erdhügeln, von denen sie runterrutschen oder zwischen denen sie Verstecken spielen konnten. Aber der Vater hatte oft darüber gesprochen, wie sehr der Umbau die Winzer umtrieb.

Manch einem blutete das Herz wegen dem, was unwiederbringlich verloren ging, manch einer fühlte sich bei der Umverteilung benachteiligt, manch einer fragte sich, ob der Eingriff in die Natur nicht zu gewaltig war, ob sich der Mensch nicht doch an Gottes Schöpfung versündigte. Das war inzwischen Schnee von gestern. Es schien, als hätte der Kaiserstuhl die Rosskur gut überstanden. Gras polsterte bereits die Böschungen, im Sommer wucherten dazwischen Johanniskraut, Margeriten und Spitzwegerich; Reben gediehen auf großen, maschinenfreundlichen Flächen, mit einem *Holder* oder *Schanzlin* konnte man bequem durch die Reihen fahren.

Stolz und zufrieden wäre ihr Vater, könnte er das noch sehen! Er war ein großer Befürworter der Flurbereinigung gewesen. Unermüdlich hatte er für die neue Terrassierung und die Zusammenlegung von Weinflächen gekämpft. Am Ende zogen zwar nicht alle, aber doch fast alle Winzer mit. Der Umbau des Kaiserstuhls fand statt. Ein Jahrhundertwerk, das das Aussehen des kleinen Vulkangebirges vollständig und für immer veränderte.

Der beißende Wind, der plötzlich durch die Weinterrassen jagte, riss sie aus ihren Gedanken. »Für dich, Papa«, murmelte sie und legte die Christrosen aus dem Garten an der Stelle nieder, an der er so plötzlich gestorben war. Jede Umwälzung fordert ihre Opfer, jede Neuerung hat ihren Preis, hörte sie ihn sagen, und dass man trotzdem dafür kämpfen müsse. Dass man stets für seine Überzeugungen kämpfen müsse.

Die Souks von Marrakesch empfingen Luzie mit dem Duft von Ras el Hanout und dem Gestank nach Hammel, dazwischen mischte sich der scharfe Geruch von Leder. Begleitet vom Klopfen und Hämmern der Kupferschmiede schlängelte sie sich durch das Gewirr der engen Gassen, tauchte ein in

das Farbenmeer der zum Trocknen aufgehängten, frisch gefärbten Wolle, machte einen Bogen um die Stände mit Schafsköpfen und Innereien, wehrte die Angebote der Teppichhändler ab, atmete den wohligen Duft der zu Pyramiden aufgetürmten Gewürze ein und blieb vor einem Stand mit Lederwaren stehen. Unter einem Himmel aus Taschen und Gürteln saß der Händler im Schneidersitz auf dem Boden und trieb Löcher in einen Gürtel. Als er sie bemerkte, erhob er sich, strich seine Djellaba glatt, pries seine Ware an, zauberte da eine Tasche, dort einen Gürtel aus seinem Fundus hervor.

Sie ließ sich Gürtel aus Kamelleder zeigen, wählte einen aus, fragte nach dem Preis. »*Mais non!*«, erwiderte sie, als er ihr die Summe nannte, und breitete empört die Arme aus. »*Trop cher!*«

Er nannte einen neuen Preis, sie schüttelte den Kopf. Sie nannte einen Preis, er schüttelte den Kopf. Sie ging weg, er ließ sie gehen, sie kam wieder zurück, alles begann von vorne.

Zu Anfang war sie von der Feilscherei völlig überfordert gewesen, inzwischen machte es Luzie Spaß. Auch jetzt dauerte es eine ganze Weile, bis sie handelseinig wurden. So lief das, so musste es sein in Marokko. Als der Mann ihr die Hand schüttelte, wusste Luzie, dass sie ein gutes Geschäft abgeschlossen hatte. Für einen Spottpreis gab er ihr zum Schluss noch ein Paar gelbe *Babouche* in ihrer Schuhgröße mit.

Sie verließ die Souks und überquerte den Djemaa el Fna in Richtung Koutoubia-Moschee. Vor dem *Café de France* saßen Männer an kleinen Tischen bei einem Glas Minztee und palaverten. Luzie schlängelte sich an ihnen vorbei ins Innere des Cafés und stieg dort zur Dachterrasse hoch. Mathijs winkte ihr von Weitem. Luzie genoss die Wärme in seinem Blick.

»Und? Hast du dich über den Tisch ziehen lassen?«, wollte er wissen.

»Glaubst du, du bist der Einzige, der in den Souks handeln kann?« Sie nannte den Preis, den sie für den Gürtel bezahlt hatte, und er nickte anerkennend.

Er saß mit den üblichen Verdächtigen am Tisch. Ein Joint machte die Runde, was nichts Besonderes war. Hasch war hier billiger als ein Glas Wein auf einem Kaiserstühler Weinfest. Am Tisch hockten alle, die in den letzten Wochen ihren Weg gekreuzt hatten. Julien und Juliette, die beiden Franzosen, die wie siamesische Zwillinge aneinanderklebten, José aus Málaga, der schon die nächste Tüte bastelte, Waltraut aus Paderborn, die sich dem Iren Ken an den Hals warf und dabei wie eine Fünfjährige kicherte. Luzie hatte nicht den leisesten Schimmer, was Ken an ihr und sie an ihm fand, aber hey, Liebe, versteh sie einer, da gibt es keine Regeln. Nun lächelte sie Mathijs an. Er war eindeutig der attraktivste Mann der Runde, mit ihm hatte sie in den letzten Wochen Tisch und Bett geteilt.

Sie waren ein bunter Haufen junger Leute: Hippies, Aussteiger, Abenteurer, Reisende ohne Gepäck oder Studenten wie sie, Luzie. Sie lebten in den Tag hinein, *carpe diem* war ihr Credo. Ein Ziel, Fehlanzeige. Nun gut, als angehende Historikerin hatte sie eines gehabt, als sie herkam. Im Seminar »Widerstandsbewegungen des 20. Jahrhunderts« von Professor Forster hatte sie zum ersten Mal vom Aufstand der Rifkabylen gehört. Forster verfügte nur über ein paar magere Eckdaten dazu, und deshalb hatte sie in Marokko mehr Informationen darüber sammeln wollen. Hatte nicht ganz so geklappt, wie sie sich das vorgestellt hatte. Es war halt etwas völlig anderes, über die Rifkabylen zu lesen, als ihnen leibhaftig gegenüberzustehen. Und wo bitte schön hätte sie Amazigh, die Sprache der Berber, lernen sollen? Gut, sie

hätte sich nicht mit Said überwerfen dürfen (leichter gesagt als getan, so oft wie der sie auf die Palme gebracht hatte), sie hätte ausdauernder, hartnäckiger, einfallsreicher sein können. Aber was soll's? Was scherte sie ein Schein fürs Studium im fernen Freiburg? Marokko war schön, Marokko war billig, Marokko war ohne Hektik. Die Tage glänzten sonnenschwer und träge, mit den abendlichen Joints glitt man sanft in die Nacht. Keinen störte, wie sie lebten, als Europäer ließ man sie in Ruhe. Wobei, nicht ganz, als Frau war es schon besser, einen Kerl an der Seite zu haben, aber den hatte sie mit Mathijs gefunden. Ihre Blicke trafen sich wieder. Würde sie ihn vermissen? Sie wusste es nicht, aber was wusste sie schon?

Sie setzte sich neben Mathijs, er reichte den Joint an sie weiter, sie nahm einen Zug, lehnte sich an seinen warmen Körper und ließ den Blick schweifen. Über den Platz senkte sich nun langsam die Dämmerung. Es kam ihr vor, als ob der stets laute Djemaa el-Fna für kurze Zeit verstummte, so als bräuchte der belebte Platz einen Moment der Ruhe, bevor die Geschäftigkeit des Tages den Vergnügungen der Nacht wich. Es schien, als ob Mensch und Tier das wüssten. Der Schlangenbeschwörer lockte seine Kobra ohne quiekende Flöte in den Korb, die Esel blieben stumm, als ihre Besitzer sie zurück in die Souks trieben, die lärmenden Händler verschwanden schneller als ein Flaschengeist, selbst der Muezzin schwieg. Vielleicht aber hielt nicht der Platz inne, überlegte Luzie, sondern sie. Vielleicht gaukelte ihr der Joint die Ruhe nur vor, vielleicht erdrückte er allen Lärm, vielleicht gönnte er ihr die Stille, damit sie Abschied nehmen konnte. Es war einer ihrer letzten Abende in Marokko.

Vor zwei Tagen hatte sie in einem Anflug von Klarheit entschieden, ihr Rückreiseticket nicht verfallen zu lassen und nach Deutschland zurückzukehren. Warum wusste sie im

Moment nicht mehr so genau, aber ihr Rucksack war gepackt und reisefertig. Die »Kif«-Platten hatte sie geteilt und in Umschlägen zwischen ihren Forschungsexponaten versteckt, wie Mathijs ihr geraten hatte. Bestes Haschisch aus Ketama, Mathijs hatte ihr die Telefonnummer eines Typen in Stuttgart gegeben, der dafür einen guten Preis zahlen würde.

Auch die anderen redeten über *El Kif*, merkte Luzie, als sie wieder zuhörte. Juliette erzählte, dass sie beim letzten Mal ein Kilo geschmuggelt hatte, getarnt als Schwangerenbauch. Den habe keiner anfassen wollen, sie sei problemlos durch den Zoll gekommen. Dass sie, Luzie, auch keine Schwierigkeiten bekommen würde, davon war José überzeugt, der nun den nächsten Joint weiterreichte. Einer *señorita*, so klein, so zart, so blauäugig, würde doch niemand eine Schmutzgelei zutrauen. »Außerdem ist sie eine »von Reizenstein«, kicherte Waltraut aus Paderborn, die blöderweise mal ihren Pass gesehen hatte. »Alter deutscher Adel, *old German nobility*, *vieille noblesse allemande*, *antigua nobleza alemana* ...« »Ist ja gut«, stoppte Luzie sie. Alter deutscher Adel, das wüsste sie aber. Nebennebennebenzweig der Reizensteins aus Franken, ohne Schloss oder Herrensitz, die Männer der Linie verdingten sich schon seit Generationen als Offiziere oder wurden Juristen wie ihr Vater. Sie trugen einfach nur noch ein »von« vor dem Namen. Aber vielleicht hatte Waltraut recht, und das »von« erhöhte ihre Chancen, problemlos durch den Zoll zu kommen.

Sie winkte dem Kellner, bestellte eine Flasche Wein für die Runde und zählte ihre letzten Dirhams.

»Ich zahl das«, flüsterte Mathijs ihr zu. »Heb dir deine Dirhams für Casablanca auf.«

Unten auf dem Djemaa el-Fna wehte der Wind Sandwolken über den Platz, von den Feuerstellen der Garküchen stiegen beißende Holzkohlewolken in die Luft.

»Wisst ihr, dass man den Platz zur Zeit der Almohaden als Hinrichtungsstätte genutzt hat?«, fragte José. »Aufgespießte Köpfe, blutgetränkter Boden, ein Platz des Schreckens.«

»Die *Geschichten aus 1001 Nacht* sind voller Enthauptungen«, warf Ken ein.

»In Frankreich waren Enthauptungen ein Privileg des Adels«, steuerte Juliette bei. »Das war besser, als gevierteilt, verbrannt oder erdrosselt zu werden.«

»In brutalen Tötungsarten steht der Orient dem Okzident in nichts nach«, meinte Mathijs. »Grausame Herrscher hat es überall auf der Welt gegeben, gibt es heute noch. Denkt an Pinochet.«

Manchmal gibt es sie auch in Familien, dachte Luzie, scheuchte den Gedanken aber schnell fort. Die wenigen Straßenlaternen flackerten auf und erhellten den Platz nur spärlich. Die Dämmerung wich im Maghreb in Windeseile der Nacht. Gleich würde es sehr dunkel sein und dann schnell kalt werden.

Der Abschied machte sie wehmütig. Sie würde das weite Land, die Wüste, die Berge, das Meer, die Gelassenheit und Freundlichkeit der Menschen vermissen. Mathijs und die Runde hier sowieso. Es war ein Jahr voll toller Erfahrungen gewesen. Gut, auch einige miese, doch das gehörte dazu, oder? Aber sie würde nicht wiederkommen. Woher wusste sie bloß das schon wieder? Sie wusste doch eigentlich gar nichts.

12. Januar 1975

Jeder in der Gegend wusste, dass in Wyhl, einem kleinen Ort am Rande des Kaiserstuhls, ein Kernkraftwerk gebaut werden sollte. Das größte von allen. Die Ölkrise hatte dazu geführt, dass das Land unabhängig werden wollte vom arabischen Öl, überhaupt von Energie aus anderen Ländern, die Politik setzte nun auf »saubere«, im Land herstellbare Atomenergie. Doch die Kernkraft war wegen möglicher Gefahren höchst umstritten. In der Region hatte sich Widerstand gegen den Bau formiert, die Fronten waren verhärtet. Deshalb wollte der Wyhler Gemeinderat die Entscheidung nicht ohne breite Zustimmung fällen und hatte zu einem Bürgerentscheid aufgerufen. An diesem Sonntag nun stimmten die Wyhler darüber ab, ob das Baugelände an das Badenwerk verkauft werden sollte. Das Ergebnis sollte nach Auszählung der Stimmen noch am Abend bekannt gemacht werden.

Johanna machte sich um kurz vor acht Uhr auf den Weg. Der Platz vor dem Wyhler Rathaus war von drei Straßenlaternen schwach beleuchtet und quoll über von Menschen. Der halbe Kaiserstuhl schien hier zu sein, Winzer und Bauern vor allem, Männer und Frauen, aber viel mehr Männer, und natürlich auch viele Wyhler Bürger. Dicht an dicht standen sie in Hüten und Sonntagsmänteln und trotzten Nacht und Kälte. Johanna hielt Ausschau nach Anno, aber es war ein Ding der Unmöglichkeit, ihn in der Masse zu finden, also blieb sie einfach stehen. Mit Anno an ihrer Seite hätte sie sich sicherer und nicht so allein gefühlt. Andere

Bekannte entdeckte sie nicht, sie wusste nicht mal, ob sie zwischen Gegnern oder Befürwortern des Kernkraftwerks stand. Aber nun war sie schon mal da und blieb auch. Lang konnte es ja nicht mehr dauern, bis die Stimmen ausgezählt waren.

Die schwere Hand, die sich plötzlich auf ihre Schulter legte, ließ sie für eine Sekunde glauben, ihr Vater stünde hinter ihr. So vertraut und lang vermisst war die Geste, dass sie die Augen schloss, um den Moment hinauszuzögern, in dem sie gezwungen war nachzusehen, wer da anstelle des Vaters hinter ihr stand.

»Bist ganz allein da?«

Als sie sich umdrehte, stand Jakob Erler, ein alter Weggefährte ihres Vaters, vor ihr. Von all seinen Freunden war Jakob der schrulligste. Sommers wie winters trug er einen Tirolerhut und anstelle der Krawatte ein buntes Tuch. Er war beim Landwirtschaftsamt angestellt. Während der Flurbereinigung hatte der Vater mit ihm zusammengearbeitet, und das nicht immer ohne Streit. Während der Vater stets das Optimale für die Winzer im Sinn hatte, ging es dem Erler um Freiflächen für Flora und Fauna, was ihm viele Winzer krummnahmen, aber der Vater schätzte die Auseinandersetzung mit dem rundlichen Mann. Ein großer Naturfreund war der Erler Jakob, bei jedem Wetter wanderte er durch den Kaiserstuhl, er kannte auf dem Vogelskopf jeden Baum und bei der Katharinenkapelle jedes Blümchen.

»Grüß dich, äh, grüßt Euch ...«, stotterte sie, weil sie nicht wusste, wie sie ihn ansprechen sollte.

»Ja, jetzt aber. Ich bin immer noch der Jakob. Als Kind hast auch du zu mir gesagt«, lachte er. »Jesses, groß bist, aber immer noch so feingliedrig wie eine Turnerin«, sagte er, während er ihr die Hand schüttelte und sie betrachtete. »Kein kleins Mädle mehr, das von der Schaukel springt. Hast

schnell erwachsen werden müssen nach dem Tod vom Vater ...«

»Gern sag ich du, Jakob«, sagte sie überrascht. Es war nicht selbstverständlich, dass einem einer aus der älteren Generation das Du anbot.

»Wirst doch unsere Sonntagsausflüge auf die Schelinger Matten nicht vergessen haben, oder?«, fuhr er fort.

»Der Himmelblaue Bläuling«, sagte sie, wie aus der Pistole geschossen, und sah sich mit ihm und dem Vater an einem herrlichen Frühlingstag über die Schelinger Matten streifen, wo der Jakob ihnen die Schmetterlingspracht des Kaiserstuhls zeigte. Das Tagpfauenauge, das Taubenschwänzchen, der Distelfalter, die Goldene Acht, der Perlmutterfalter, der Jakob kannte sie alle mit Namen und wusste, wo sie zu finden waren. Den Himmelblauen Bläuling hatte Johanna sofort in ihr Herz geschlossen. Sie mochte seine blassblaue Farbe, seine fast durchsichtigen Flügel, seinen tänzerischen, verspielten Flug. Wenn sie nach den Ausflügen im Gasthaus *Zur Sonne* Rast machten, wo sie ein *Capri-* oder *Sandwich-*Eis bekam und sich die Männer einen Schoppen genehmigten, wollte sie jedes Mal mehr über die Schmetterlinge erfahren. »Wie lange lebt ein Schmetterling?« »Warum sind welche bunt und andere nur graubraun?« »Wie kommen sie zu ihrem Namen?« Während sich der Vater durch ihre Fragerei manchmal gestört fühlte und ihren *Wunderfitz* rügte, beantwortete der Jakob stets geduldig all ihre Fragen, bevor er dann mit dem Vater über Dünger oder Unkrautvernichtung, über Flurbereinigung oder Kommunalpolitik debattierte, was für sie total langweilig war.

»Ihr, äh, du hast mir damals sogar ein Schmetterlingsalbum geschenkt«, fiel ihr ein.

»Es hebt mir immer das Herz, wenn einer Freud an den

Schmetterlingen hat«, sagte er und zog sich das heute grünrote Tuch enger um den Hals. »Aber wegen der Freud sind wir nicht hier.«

»Was glaubst du, wie die Entscheidung ausgeht?«, fragte Johanna.

»Ich hab schon mehr als drei Vaterunser gebetet, damit die Wyhler sich gegen den Bau entscheiden. Eine Katastrophe wär's, wenn sie das Monstrum bauen täten. Auch für die Flora und Fauna ...«

»... und die Schmetterlinge«, ergänzte Johanna.

»Jesses, was hab ich mit dem Emil darüber g'stritten. Er immer für beste Weinbaubedingungen, ich immer für Umwelt- und Naturschutz. Aber er fehlt mir! 's gibt keinen anderen, mit dem ich so reden könnt.« Den letzten Satz hatte er mehr zu sich selbst gesagt, dann riss er sich wieder zusammen: »Dein Vater tät auch hier stehen und wär gegen den Bau!«

Davon war auch Johanna überzeugt. Spätestens bei der Nachricht über die Gefahr erhöhter Nebelbildung durch die Kühltürme wäre er auf die Barrikaden gegangen. Niemals hätte er zugelassen, dass so ein KKW sein Lebenswerk, die Verbesserung des Kaiserstühler Weinbaus, zerstörte.

Und sie, Johanna? Sie hatte eigentlich gar keine Zeit dafür. Allein verantwortlich für fast drei Hektar Reben, unterstützt nur von Mutter und Großmutter, und um Betty wollte sie sich doch auch gut kümmern. Aber dann hatte vor ein paar Wochen Anno vor der Tür gestanden und sie zu einem Film über Hiroshima mitgenommen. Die Bilder der verbrannten, entstellten Menschen, der verstümmelten Kinder, die gebrochenen Blicke der Überlebenden. Die Kinder waren ihr nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Immer wieder sah sie die Kleinen mit ihren Verbrennungen, Ekzemen, Missbildungen und den traurigen Augen und dachte natürlich an Betty. Wenn so

etwas passieren konnte, auch wenn die Wahrscheinlichkeit gering war, wie immer wieder zu hören war, sich aber eben nicht ausschließen ließ, wenn ein atomarer Unfall das auslöste, dann war es doch das Mindeste, was sie tun konnte, hier mit dem Erler Jakob und den anderen zu stehen und auf das Ergebnis des Bürgerentscheids zu warten.

»'s soll Spitz auf Knopf stehen«, meinte er. »In Wyhl gibt es keinen Weinbau, nur noch ein paar Tabakbauern, und die juckt die Sache mit der Nebelbildung nicht. Und dann locken die Umgehungsstraße und das Schwimmbad, die sie mit dem Geld bauen wollen. Und 's Geld ...«

Mit einem Mal verstummten die Gespräche auf dem Platz. Wie alle anderen richteten auch sie ihre Blicke zum Balkon des Rathauses, den nun der Wyhler Bürgermeister Zimmer betrat. Er war der Hexenmeister, der die Geister gerufen hatte. Er hatte dem Badenwerk den Wyhler Wald auf dem Silbertablett für den Bau des KKW's angedient, nachdem der Bau in Breisach gescheitert war. Ob er das immer noch für eine gute Idee hielt oder ob er die Geister, die er rief, nicht mehr loswurde? Alle warteten darauf, dass er endlich den Mund aufmachte. Auf dem Platz herrschte eine gespenstische Stille, man hätte eine Stecknadel fallen hören.

»Die Stimmen sind ausgezählt und ausgewertet«, verkündete er. »55 Prozent der Wyhler Bürger haben sich für den Bau des Kernkraftwerks ausgesprochen, 43 Prozent dagegen.«

Die atemlose Spannung entlud sich in Jubelrufen auf der einen Seite und wütenden, verzweifelten Schreien auf der anderen. Jemand rempelte Johanna an, schrie ihr etwas zu, aber sie stand nur da, schüttelte immer wieder stumm den Kopf, sie konnte das Ergebnis nicht fassen.

»Johanna«, sagte der Erler Jakob, der plötzlich wieder neben ihr stand. »Die Sach ist noch lang nicht entschieden.«

Ein diesiger, bleischwerer Himmel lag über der Stadt, Wolken hüllten das mächtige Atlasgebirge dahinter ein, es wirkte wie nicht vorhanden. Ein eisiger Wind beutelte die Palmen und wirbelte Sand auf. Das Wetter grollte bei Luzies Abschied. Marrakesch, die strahlende, sonnenverwöhnte Stadt, die auch im Januar milde Temperaturen um die zwanzig Grad und leuchtend blauen Himmel kannte, zeigte sich an ihrem letzten Tag grau in grau. Luzie wusste nicht, ob sie das gut oder schlecht finden sollte.

Mathijs hatte angeboten, sie mit seinem klapprigen, uralten Renault zum Flughafen nach Casablanca zu fahren. Außerhalb der Stadt tobte der Wind, piffte und jaulte, Sandwolken vernebelten die Sicht, teilweise gelang es nur im Schrittempo, den Wagen auf der Straße zu halten. Das Fahren erforderte Mathijs' volle Konzentration, also redeten sie nicht. Luzie war das sehr recht. Kein Abschiedsgeplänkel, kein Kommst-du-noch-mal-wieder, kein War-eine-schöne-Zeit-mit-dir. So was in der Art hätte Mathijs sicher gesagt. Bei Mathijs plätscherte das Leben in einem sanften Strom dahin, und der Shit half ihm, es noch leichter zu nehmen, als er es eh schon nahm. Er würde bald eine andere finden, die mit ihm Tisch und Bett teilte. Und was wäre ihr Abschiedstext? Du-hast-mir-gutgetan? Mir-reicht-es-jetzt-mit-Sonne-Sand-und-Shit? Luzie wusste es nicht. Sie fühlte sich leer und war angespannt. Sie fragte sich, welcher Teufel sie geritten hatte, die Heimreise antreten zu wollen.

Unterwegs machten sie eine Pause, tranken einen Minztee in einer Bruchbude von Straßencafé, neugierig begafft von einer Horde Kinder und ein paar streunenden Hunden, die sich jedoch im Hintergrund hielten. Zwei Stunden später erreichten sie Casablanca. Sie tauchten in den lärmenden Verkehr der Hafenstadt ein, wo sich Autos und Mopeds aller Art, Maultierkarren und Handwagen den Platz streitig machten.

Sie fuhren durch die an Paris erinnernden Straßen aus der französischen Kolonialzeit und passierten auf dem Boulevard de la Gare das prächtige Hotel *Le Lincoln*.

Luzie dachte an ihre Ankunft hier vor mehr als einem Jahr, an ihr Treffen mit Heimann in diesem Hotel und fragte Mathijs: »Was hältst du von einer Nacht im *Le Lincoln*?«

»Oh, das Fräulein von und zu weiß, was nobel ist«, lachte er. »Du mit deinen verrückten Ideen! Was wird dann mit deinem Rückflug?«

Luzie zuckte mit den Schultern und lächelte ihn an. Wenn er ihr hier eine Nacht spendierte, würde sie bleiben, entschied sie blitzschnell. *Inschallah!*

»Für das, was eine Nacht hier kostet, kann ich in Marra-kesch ein halbes Jahr leben«, bilanzierte er nüchtern.

»Da ist er, der sparsame, protestantische Holländer«, spottete sie.

»Ich nehme dich gern mit zurück. Kein Problem.«

»Zum Flughafen«, sagte sie, doch dann fiel ihr siedend heiß noch etwas ein. Sie holte die Praktica aus dem Matchsack und schraubte das Weitwinkelobjektiv auf. »Mach vorher noch einen Abstecher in die Medina.«

Zwei Stunden später am Flughafen schnappte sich Mathijs ihren schweren Rucksack, und sie hängte sich den Matchesack und die zwei Hirtenbeutel um. Bei der Auskunft versicherte man ihnen, dass das Flugzeug nach Paris pünktlich starten würde. Mathijs begleitete sie bis zur Gepäckaufgabe, wo sie die Rucksäcke ablieferten. Als das erledigt war, nahm er ihr Gesicht in seine Hände und küsste sie lang und ausdauernd, als wären sie tatsächlich ein Liebespaar. »*Bonne chance*«, sagte er, tippte ihr kurz an die Nase, drehte sich um und ging. Sie sah ihn lässig zum Ausgang schlendern, wo er, ohne sich noch einmal umzudrehen, die Hand zum Abschied hob, dann war er weg. Einen Moment lang fühlte sich Luzie so allein

und verlassen, dass sie ihm am liebsten nachgerannt wäre. Dabei wusste sie doch, dass Mathijs ihr nie Halt gegeben hatte, dies nie tun könnte. Sie ließ die Schultern fallen und plumpste auf einen der alten Metallstühle, die im Wartebereich als Sitzgelegenheit dienten.

Vor über einem Jahr war sie hier hoffnungsfroh angekommen. Damals war der Himmel blau und die Luft klar gewesen, Casablanca und der Atlantik hatten um die Wette gestrahlt. Ein Student namens Said holte sie ab und begrüßte sie mit einem freundlichen »*Bienvenue à Casa!*«. Und sie hatte sich wirklich willkommen gefühlt und war ganz erfüllt davon gewesen, diesem fremden Land und seinen Menschen neugierig, offen und verständnisvoll zu begegnen. War auch so gewesen, aber, na ja, eben nicht alles ...

Ihr Flug wurde aufgerufen. Sie hängte sich die beiden Hirtenbeutel wieder um und stellte sich in die Schlange für die Passkontrolle. Sie passierte sie problemlos und trat dann hinaus auf das Rollfeld, wo die Air-France-Maschine nach Paris wartete. Von Orly aus würde sie mit der Lufthansa weiter nach Stuttgart fliegen. Während sie über den sandigen Betonboden auf das Flugzeug zuing, wirbelte der Wind immer größere Sandwolken auf. Sie zog ihr Halstuch nach Berber-Art über Kopf und Gesicht und stemmte sich gegen den Wind. Mühsam setzte sie Schritt für Schritt in Richtung Heimat und pumppte dabei ihre Lungen mit dreifacher Hoffnung voll. Erstens hoffte sie, die Eltern würden zumindest erleichtert sein, sie heil und gesund wiederzusehen, zweitens hoffte sie, Professor Forster würde ihre mageren Ergebnisse trotz allem als nützlich bewerten, und am allermeisten hoffte sie, dass Johanna ihr inzwischen die Nacht mit Georg und diese Marokkoreise verziehen hatte. Aber warum auch nicht? Nach einer gewissen Zeit hatte Johanna ihr immer alles verziehen.

16. Januar 1975

In der Küche der Oberen Schmiede, wie Johannas Elternhaus im Dorf genannt wurde, prasselte ein frisch entzündetes Feuer im Herd. Hinter dem beschlagenen Fenster zeigte sich der Morgen in milchigem Grau. Zum Glück gab es schon heißen Kaffee. Johanna goss sich eine Tasse ein, Liesl, ihre Mutter, schnitt Brot ab und legte ihr eine Scheibe hin. Eigentlich war Liesl in der Früh eher schweigsam, doch an diesem Morgen redete sie ohne Punkt und Komma. Ob sie die Bluse noch mal aufbügeln solle, ob Johanna alle Papiere beieinanderhabe, dass sie doch für den Besuch bei Meierle ... Froh darüber, dass die Mutter sie nicht weiter mit Vorwürfen wegen ihres Wyhl-Besuchs traktierte, ließ Johanna sie reden. Im Kopf ging sie derweil ihre Strategie für das Gespräch mit dem Filialleiter der Bank durch. Achtlos biss sie in ihr Brot, die Marmelade tropfte herunter.

»Jetzt hast du dir noch die Bluse versaut!« Liesl deutete auf den Marmeladenfleck auf der Knopfleiste der weißen Bluse und eilte zum Waschbecken.

Im Flur klingelte das Telefon. Liesl kehrte mit einem feuchten Tuch zurück und bearbeitete den Fleck mit Seifenlauge. Er verfärbte sich ins Rosarote.

»Lass doch«, meinte Johanna. »Ich knöpf den Blazer zu, dann sieht man es nicht.« Das Telefon klingelte noch immer. Sie machte sich auf den Weg in den Flur.

»Ich geh«, sagte Liesl schnell. »Du hast doch gar keine Zeit mehr, du musst dich fertig machen.« Sie huschte an ihr vor-

bei und nahm den Hörer ab. »Es ist Anno.« Liesl hielt ihr den Hörer hin. »Aber mach nicht zu lang«, mahnte sie, weil sie wusste, dass Gespräche mit Anno ausufernd sein konnten.

»Anno«, sagte sie. »War ein ordentlicher Schock am Sonntag.«

Johanna kannte den Weber Anno aus der Weinbauschule. Im Gegensatz zu den anderen Mitschülern hatte sie von ihm nie ein blödes Wort gehört, als ihr Bauch immer dicker, ihre Schwangerschaft unübersehbar wurde. Es störte ihn nicht, dass sie nicht verheiratet war und vom Vater des Kindes nichts mehr wissen wollte. So wie er davon ausging, dass es sie nicht störte, dass er jedes Wochenende eine andere Frau abschleppte, die ihn irgendwie an Faye Dunaway erinnerte. Von blassen, kühlen Blondinen war er regelrecht besessen. Die »Richtige« hatte er bisher nicht gefunden. So unzuverlässig und sprunghaft er im Umgang mit seinen Blondinen war, ihr gegenüber erwies sich Anno als treuer Freund. Breitschultrig und hemdsärmelig, poltrig und raubeinig, blieb er lange Zeit der Einzige, den sie nach ihrer Rückkehr hatte.

»Dem Schultheiß sollte man eine Ladung Mist vor sein Bürgermeisteramt laden. Ein Riesenscheißdreck war das am Sonntag in Wyhl«, schimpfte er los. »Ein hirnverbrannter Riesenscheiß. Aber was soll man schon von den Wyhlern erwarten? Alte Hungerleider, dumm wie Bohnenstroh, aber gieriger als jeder Hecht im Rhein. Da lockt das große Geld, und sie denken nur, dass sie endlich auch mal Vollherbst machen wollen. Jetzt müssen wir den Platz besetzen.«

»Langsam, Anno, eins nach dem anderen«, bremste sie ihn. »Erst müssen die Wyhler den Platz wirklich verkaufen, dann muss das Badenwerk anfangen, den Platz zu roden, und dann ...«

»Dass du immer so vorsichtig bist«, unterbrach er sie. »Dreinschlagen sollt man, richtig dreinschlagen. Die andere

Seite hält sich ja auch an keine Regeln, wieso sollen wir immer brav sein? Hast du gehört, was wir mit dem Eberle gemacht haben? Ein feiner Wirtschaftsminister ist der, immer nur die Großindustrie und die Dollars vor Augen! Dem wird die längere Heimfahrt am Freitag ewig in Erinnerung bleiben. Was muss der auch noch mal nach Wyhl kommen, die Leut vollschwätzen und Stimmung fürs KKW machen? Die Ministerlimousine konnt, nirgends durch, überall haben sich ein paar von uns mit Autos quergestellt. Der Chauffeur war auf hundertachtzig, der hat ja fast Leute überfahren und ist dann über den Acker davon. So haben wir dem Eberle wenigstens den Abend versaut, nachdem der Dreck-sack uns ...«

»Anno ...«

»Ja, ja, ich weiß, dass du ...«

»Nein, ich muss jetzt nur Schluss machen. Ich hab doch heute den Termin bei der Bank.«

»Stimmt, na klar«, rief er. »Das hab ich in dem Durchein-ander ganz vergessen. Das macht dir doch keine Sorgen, oder? Bei mir ist der Kredit reibungslos durchgegangen, warum soll es bei dir anders sein?«

Von Stuttgart aus trampelte Luzie. Die letzte Etappe, Schwenningen-Freiburg, nahm sie ein Bierlasten der Ganter-Brauerei mit. Der Fahrer qualmte wie ein Schlot, und Luzie qualmte mit. Der Mann freute sich über Gesellschaft. Doch wenn Luzie nach zwei schlaflosen Nächten auf dieser Fahrt etwas überhaupt nicht gebrauchen konnte, dann mit Fragen ge-löchert zu werden. Die Erleichterung war verflogen, in ihrem Kopf surrte ein Wespenschwarm. Die Kopfschmerzen waren kaum auszuhalten! Sie antwortete nur einsilbig, den Mann störte das nicht, der kam vom Hölzchen aufs Stöckchen und hörte sich selbst gerne reden. Wie sich herausstellte, war er

ein Fan der Fernsehserie *Tatort* und ging davon aus, dass sich alle Welt für diese Krimis begeisterte. Welchen *Tatort*-Kommissar sie für den besten hielt, wollte er wissen. Den dickbäuchigen, eleganten Wiener Oberinspektor Marek oder den ebenfalls dickbäuchigen, aber eher raubeinigen Hamburger Kommissar Trimmel? Oder etwa den nachdenklichen Kommissar Finke aus Kiel? Nein? Dann doch den hitzköpfigen Zollfahnder Kressin, den alle Frauen so sexy fanden? Luzie interessierte sich nicht die Bohne für den *Tatort*, sie wollte nur, dass sich der Wespenschwarm in ihrem Kopf verzog und dann still vor sich hin dämmern. Damit der Mann endlich Ruhe gab, wählte sie den Essener Kommissar Haferkamp aus. Hans-Jörg Felmy sah zumindest gut aus. Aber von wegen Ruhe, ihre Wahl versetzte den Bierfahrer in Rage. Während er durch das kurvenreiche Höllental bretterte und die Bierkästen hinten auf dem Wagen schepperten, erklärte er ihr, dass Haferkamp die schlechteste Wahl sei, die man treffen könne. Denn was hatte, bitte schön, das Privatleben eines Kommissars in einem Krimi zu suchen? Und dann noch eines, bei dem die geschiedene Gattin eine Rolle spielte? Nichts, aber auch gar nichts, ereiferte er sich, während er mit Schwung eine Kurve nach der nächsten nahm. Mord, Suche nach dem Täter, Aufklärung, basta. Darum gehe es, das mache einen Krimi aus. Luzie stimmte dem Bierfahrer stumm nickend zu und machte drei Kreuze, als die elende Kurverei vorbei war und die rasante Fahrt mit den *Tatort*-Kommissaren im Hof der Ganter-Brauerei unfallfrei endete.

Freiburg. Endlich vertrautes Terrain! Sie taumelte aus dem Laster, griff nach ihrem Gepäck und schleppte sich auf die laute, stets verstopfte Schwarzwaldstraße, nahm die nächste Straßenbahn zum Bertoldsbrunnen, stolperte dort wieder nach draußen und sah sich um. An der großen Kreuzung saß immer noch der klapperdürre Bertold auf seinem Denkmal.

Zu seinen Füßen und um sie herum bimmelnde Bahnen, hupende Busse, klingelnde Fahrräder, schwatzende Menschen. Hektik, Lärm, Tempo, der Wespenschwarm in ihrem Kopf schwoll an. War sie mit allem überfordert oder einfach nur übermüdet? Vermisste sie etwa einen beruhigenden Joint? Nicht dran zu denken, hier mitten in Freiburgs Innenstadt. Dann musste zumindest eine Kippe her. Sie kramte in ihrem Hirtenbeutel nach Zigaretten, aber sie hatte ihre Schachtel auf der mörderischen Fahrt leer geraucht. Also setzte sie den Rucksack ab, suchte nach der Stange *Marocaine*, die sie noch in Marrakesch gekauft hatte, riss die Packung auf, nahm eines der roten Päckchen, friemelte eine Zigarette heraus und zündete sie an. Dabei stolperte sie fast über einen Straßenmusiker, der auf dem Boden saß und mit seiner Gitarre »Riders On The Storm« malträtierte.

Das Doors-Stück erinnerte sie an einen Kommilitonen, den sie bei einer Fachschaftsfete der Historiker kennengelernt hatte. Dunkle Locken, trauriger Blick, ein bisschen wie Jim Morrison aussehend, intellektuell und abgehoben über »This Is The End« und *Diskurs über den Freitod* philosophierend. Der Sex mit ihm war langweilig gewesen, rein-raus, rein-raus, rein-raus, Ende. Ihrer Meinung nach sprachen weder gutes Aussehen noch ein heller Kopf für guten Sex. Ausnahmen bestätigten die Regel, siehe Mathijs. Herrje, nicht noch an Mathijs denken. Der hatte ihr doch ... ohne den hätte sie doch nie ... Vergiss den Typen, Luzie, vergiss ihn!

Beim Neubau der Raiffeisenbank hatte man geklotzt und nicht gekleckert: achteckig, vierstöckig, wuchtige Betonfassade, grüne Fensterrahmen. Bauweise und Material eindeutig Brutalismus. Lediglich bei den Reben, die in großen Betonkübeln links und rechts des Eingangs wuchsen, spielte

Lokalkolorit eine Rolle, wobei sich der Wein nur kümmerlich an der Wand hochrankte. Die ebenfalls grün eingefassten Glastüren öffneten sich automatisch vor Johanna. An den Schließfächern vorbei führte ein mit graugrünen Rhomben gemusterter Teppichboden in die Schalterhalle, wo hinter einer hohen Glaswand an drei Schaltern die Bankgeschäfte der Kunden erledigt wurden.

Zielsicher durchquerte Johanna den Raum und schritt auf einen schmalen Flur zu, der links neben den Schaltern in den hinteren Teil der Bank führte. Sie hatte sich in Schale geworfen: dunkelblauer Hosenanzug mit Schlaghose, auf Taille gearbeiteter zweireihiger Blazer, weiße Bluse mit Schalkragen (und Marmeladenfleck), braune Plateauschuhe, die sie noch zusammen mit Luzie in Freiburg gekauft hatte, die langen braunen Haare zu einem strengen Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie kam sich verkleidet vor, aber sie brauchte Geld, und das erhielt sie, so glaubte sie zumindest, eher in einer Gabardinehose als in einer Jeans. Am Ende des Flurs klopfte sie an eine Tür mit der Aufschrift »Filialleitung«, drückte die Klinke und trat ein.

»Fräulein Schmied, Johanna, ich darf Sie doch weiter Johanna nennen?« Meierle, ein spilleriges Männlein, wieselte hinter seinem Schreibtisch hervor und reichte ihr flüchtig die Hand. Sie war anderthalb Kopf größer als er. Das war ihm nicht angenehm, so schnell wie er zu seinem Stuhl zurückkehrte. Sein Lächeln war verbindlich, nicht mehr. »Ich erinnere mich noch, wie Sie mit Ihrem Herrn Vater kamen, da waren Sie noch so klein.« Er deutete einen halben Meter an und wies ihr den Platz vor seinem Schreibtisch zu.

»Er hat mich früh mit der betriebswirtschaftlichen Seite des Weinbaus vertraut ...«

»So tragisch, sein früher Tod, wirklich«, redete er weiter. Meierle strich mit der Hand durchs schütterere Haar, das die

Farbe seines Anzugs hatte. Inzwischen mochte er um die sechzig sein. Er kam aus der Gegend und hatte sich zum Filialleiter hochgearbeitet. Nicht mit Ehrgeiz, wie ihr Vater gelegentlich spöttisch bemerkte, nein, der Meierle sei immer im richtigen Windschatten gesegelt und wie der Igel beim Hasen stets zur Stelle gewesen, wenn es einen neuen Posten zu vergeben gab. Trotzdem hatte der Vater ihn geschätzt und all seine Finanzgeschäfte mit ihm gemacht.

»Was für ein Verlust!«, fuhr Meierle fort. »Er hatte noch so viele Pläne, aber so ist das halt: Du weißt weder den Tag noch die Stunde. Der eine muss früher gehen, der andere später. Aber jetzt zu Ihnen und Ihrem Anliegen.« Er blätterte in einer Mappe, die vor ihm lag.

Johanna wollte Land kaufen. Zwanzig Ar Rebfläche am Sonnenberg. Der Sailer Sepp, ein alter Nachbar, der keine Kinder hatte und seinen Weinberg nicht mehr bewirtschaften konnte, hatte ihr das Feld angeboten. Der Sonnenberg war die beste Lage im Dorf. Ein Sechser im Lotto, ein Glücksfall, eine Seltenheit! Jedem Bauer fiel es schwer, sein Land wegzugeben, erst recht so ein Filetstück. So eine Chance bekam man nur einmal. Der Sepp wollte den handelsüblichen Preis dafür. Sie hatte Meierle bereits am Telefon davon erzählt und mit ihm über die Höhe des Kredits gesprochen. Er wollte alles in einem persönlichen Gespräch klären, deshalb war sie hier.

»Johanna, um es freiweg zu sagen: Ich fürchte, Sie übernehmen sich mit dem Kauf. Sie haben schon einen Betrieb mit fast drei Hektar Rebland, der rechnet sich mit zwei vollen Arbeitskräften, und Frauen zählen nur als halbe Arbeitskraft, also haben Sie, selbst wenn wir Ihre Großmutter mitzählen, bestenfalls anderthalb Arbeitskräfte, und jetzt wollen Sie noch zwanzig Ar Reben mehr? Wie wollen Sie das schaffen?«

Als ob sie das nicht mit Mutter und Großmutter in aller Ausführlichkeit besprochen hätte! »Erst die zwanzig Ar ma-

chen die drei Hektar voll, und die brauchen wir, um auf Dauer rentabel zu sein. Dank der Landmaschinen, die wir seit der Flurbereinigung bei der Arbeit einsetzen können, stimmt das mit der halben Arbeitskraft der Frauen nicht mehr«, erwiderte sie. Das hat nie gestimmt, dachte sie, die Arbeit von Frauen in der Landwirtschaft ist nie richtig bewertet worden.

»Ich will nicht abstreiten, dass Sie gut arbeiten können, ganz bestimmt tun Sie das.« Er schenkte ihr ein Lächeln von der Art, wie Lehrer dies einsetzten, wenn ein Schulkind schwer von Begriff war. »Aber Sie werden den Betrieb auf Dauer nicht allein führen können. Sie sind eine junge, hübsche Frau und mit Ihrem Besitz eine gute Partie. Gut, Sie haben dieses uneheliche Kind, aber heutzutage ist das doch kein Hinderungsgrund für einen Mann.«

Johanna überlegte, wer ihm wohl von Betty erzählt hatte. Dass er davon wusste, wunderte sie nicht. Sie lebte nicht mehr in Freiburg, sie war zurück auf dem Land, und hier verbreitete sich nichts schneller als Tratsch. Der sickerte förmlich durch Wände, der machte nicht vor Ortsgrenzen halt. Sicher hatte man sich überall am Kaiserstuhl das Maul über die Schmied Johanna zerrissen, die nach dem Tod des Vaters aus der Stadt mit einem Bastard im Leib ins Dorf zurückgekehrt war. Seit sie zu Hause klargemacht hatte, dass sie den Kindsvater dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst, und er auf Nimmerwiedersehen aus ihrem Leben verschwunden war, wollten sie alle verheiraten: die Mutter, die Großmutter, die Verwandten, der Pfarrer, der Bürgermeister und jetzt auch die Bank.

»Haben Sie sich meinen Finanzierungsplan zur Rückzahlung angesehen?«, fragte sie.

»Mit Zahlen können Sie umgehen, das muss ich sagen. In der Theorie sieht der Plan sehr gut aus.« Meierle strich anerkennend über die Mappe.

»Sie gehen bei diesem Kredit kein Risiko ein«, sprach sie weiter. »Der Wert des Landes wird sich in den nächsten Jahren nicht verringern, der Sonnenberg ist die beste Lage im Dorf, zudem, Kaiserstühler Weine verkaufen sich hervorragend.« Zumindest so lange das Kernkraftwerk nicht gebaut wird, dachte sie.

»Es ist die Sorge, dass Sie sich übernehmen, junges Fräulein.«

Johanna atmete tief durch. Dann erzählte sie von der Weber Bärb aus Ihringen, die 1942 als junge Kriegswitwe den Betrieb übernehmen musste und bis heute führte, von der Haas Theres und ihrer Schwester Lisbeth, die in Burkheim immer schon allein wirtschafteten, von der Trude aus Balingen und der Martha aus Kiechlingsbergen, sogar das Internationale Jahr der Frau, das die UNO 1975 ausgerufen hatte, und Annemarie Renger, die erste Bundestagspräsidentin, bemühte sie. »Nennen Sie mir einen Grund«, endete sie, »warum ich als junge Winzerin mit einem viersemestrigen Studium der Betriebswirtschaft keinen Kredit bekommen soll.«

»Jetzt wollen wir mal die Kirche im Dorf lassen und nicht übertreiben mit der Emanzipation!« Meierle ruckelte sich energisch auf seinem Stuhl zurecht. »Was sich seit Jahrhunderten bewährt hat, kann nicht plötzlich schlecht sein. Wo kommen wir denn da hin? Das führt doch ins Chaos und ins Verderben«, regte er sich auf. »Was haben Sie nur für Flausen im Kopf? Fakt ist, dass Sie noch sehr jung und noch nicht lange geschäftsfähig sind. Was, wenn Sie den Karren vor die Wand fahren, weil Sie sich zu viel zumuten?«

»Ich führe den Betrieb mit Unterstützung von Mutter und Großmutter nun schon fast zwei Jahre, und er läuft.« Sie merkte, dass ihre Stimme zitterte. Vor Wut, vor Enttäuschung, vor Ärger. »Sie wissen, mein Vater hätte gewollt, dass ich das

Land kaufe. Der Sonnenberg ist die beste Lage im Dorf, ein Ankauf rechnet sich immer. Sie wissen, wie lange meine Familie schon mit Ihrer Bank Geschäfte macht.« Sie erhob sich rasch. »Das muss nicht so bleiben.«

»Aber, aber, Johanna«, rief er beschwichtigend und presste dabei die Hände fest zusammen. »Bei Finanzgeschäften soll man sich nie von Gefühlen leiten lassen. Wissen Sie was? Sie schlafen noch mal drüber, und ich schlafe noch mal drüber, und wir telefonieren in den nächsten Tagen. Ist das ein Wort?«

Er streckte seine Hand über den Schreibtisch, nach kurzem Zögern ergriff sie sie. Wahrscheinlich würde er ihr in den nächsten Tagen zusagen – oder eben nicht. Warum musste alles immer so mühsam sein? Konnte nicht einmal eine Sache leicht sein?

Als sie vom Martinstor in die düstere Gerberau abbog, sehnte Luzie sich zurück nach dem Licht und den Farben Marokkos. Sie fragte sich, wieso sie ihr Dolce Vita in Marrakesch aufgegeben hatte, um stattdessen durch dunkle, enge Gassen zu laufen, in die bestenfalls im Hochsommer mal ein Sonnenstrahl fiel. Niemand hatte sie gezwungen, die klare Luft der Wüste gegen den Geruch von Feuchtigkeit und Schimmel einzutauschen, den die grauen, nah am Wasser gebauten, baufälligen Häuser ausströmten. Ein bisschen Heimweh, ein bisschen Sehnsucht nach Schnee, ein bisschen Vorfreude auf Konrad, auf Johanna, ihr Baby und die Obere Schmiede, das musste es gewesen sein. Bereute sie ihre Entscheidung? Vielleicht ...

Sie war auf alle Fälle unendlich froh, als sie auf dem Klingelschild des hechtgrauen Hauses mit den verrottenden Fensterläden den Namen ihres Bruders las. Konrad wohnte also noch hier. Konrad! Ihm konnte sie alles erzählen, was

ihr seit Stuttgart durch den Kopf ging. So leicht ihr die Sache im ersten Moment erschienen war, nun waren ihr doch Zweifel gekommen. Konrad als angehender Jurist würde Rat wissen, er würde ihr beistehen. Sie klingelte und stapfte über eine ausgetretene, knarrende Holzterappe in die dritte Etage hoch, von wo aus ihr »Locomotive Breath« entgegenschallte. An der Tür erwartete sie nicht Konrad, sondern sein Kumpel Elmar, wie immer mit einer Kippe im Mundwinkel.

»Prinzessin!« Er breitete die Arme aus. »Aus dem Morgenland zurück? Und dich wolltest kein Scheich in seinem Harem haben?«

»Typisch für einen deutschen Jurastudenten, dass er bei Orient zuallererst an Vielweiberei denkt.« Sie löste sich aus seiner Umarmung, folgte ihm in die Küche, wo ein knoblauchlastiges Gericht auf dem Herd schmurzelte und die Musik ohrenbetäubend laut war. Die Wespen in ihrem Kopf hielten dagegen. Sie rieb sich die Stirn. »Geht Jethro Tull nicht ein bisschen leiser?«

Elmar drehte am Regler, und statt des Lokomotivatems hörte man das rhythmische Quietschen eines Bettes aus dem Nachbarzimmer. Elmar grinste, Luzie wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Konrad?«, fragte sie.

Elmar nickte und drehte die Musik wieder auf.

»Mit wem?«

»Keine Ahnung, er hat sie mir noch nicht vorgestellt. Willst du was essen? Serbisches Reisfleisch, mein Spezialrezept.«

»Warum nicht?« Luzie legte ihr Gepäck ab und setzte sich.
»Was gibt es Neues im Lande?«

»Borussia Mönchengladbach ist Deutscher Fußballmeister.«

Luzie verdrehte die Augen.

»Schmidt ist immer noch Bundeskanzler, Hans Rosenthal macht immer noch *Dalli-Dalli* ... Also mehr oder weniger alles beim Alten. Ach, Guillaume soll bald angeklagt werden.« Elmar stellte Teller und den Topf auf den Tisch.

»Brandt war ein viel besserer Kanzler als Schmidt.« Luzie verteilte das Geschirr. »Und du?«

»Büffeln, wie sich das für Juristen gehört. Ich habe in zwei Tagen eine Klausur in Verwaltungsrecht.« Elmar füllte die Teller, und Luzie löffelte den heißen, scharfen Eintopf. Während des Essens endete die Platte, Elmar stand auf, um eine neue auszusuchen. Er hatte seinen Plattenspieler samt Platten in einem Regal in der Küche untergebracht, weil in seinem Zimmer der Platz für die großen Boxen fehlte.

»Hast du »Summerwine«?«, fragte sie und musste plötzlich daran denken, wie oft sie den Song mit Johanna gehört hatte.

»So ein uralter Schmalz steht doch nicht in meinem Plattenschränk!« Er schüttelte verächtlich den Kopf, ging seine Platten durch und bot ihr *Something Else by The Kinks* an.

»Was ist mit Simon & Garfunkel?«

»Weiberkram!« Elmar verdrehte die Augen. »*Bridge Over Troubled Water* hab ich allerdings tatsächlich. Such's dir raus, ich muss jetzt zur Uni. Wär schön, du räumst den Tisch ab, spülst das Geschirr und so weiter. Ade dann.«

»Wenn's ums Arbeiten geht, mögt ihr Weiberkram«, rief sie ihm nach. Sie wartete, bis die Tür ins Schloss fiel, dann suchte sie die Platte und legte sie auf. Auch diese LP hatte sie ungefähr tausendmal mit Johanna gehört. »*Sail on silver girl* ...« Johanna! Zurück in Deutschland, war die Freundin wieder allgegenwärtig, und Luzie freute sich auf ein Wiedersehen. Aber nicht jetzt, noch nicht, nicht so schnell. »*Bye, bye love, bye, bye happiness, hello loneliness* ...«

Simon and Garfunkel mochten sie beide, ansonsten galt Luzies Liebe eher den Franzosen. Moustaki, Barbara, Brel,

Gréco, Guichard ... Dafür konnte sich Johanna aber nicht begeistern.

Als die A-Seite zu Ende war, drang aus dem Nebenzimmer nur noch leises Gemurmel. Luzie stand auf, stellte laut klappernd die Teller zusammen und rief: »Conny, deine kleine Schwester ist zurück und hat dir drei Kamele mitgebracht!«

In Windeseile wurde die Tür aufgerissen, Konrad stürmte auf sie zu, ergriff sie bei den Hüften und wirbelte sie so lange im Kreis herum, bis ihr schwindelig wurde und er außer Puste war. »Wo sind die Kamele?«, fragte er, als er sie um Luft ringend auf dem Boden absetzte. »Was machen die Berber? Wie war die Wüste?«

Luzie umschlang seine Hüfte und lehnte sich an seine Brust. Ihr großer, großer Bruder, der eher ein dürres Hemd war, mit kleiner Nase, feinem Haar, dünnen Beinen und einer Nickelbrille, die ihm gern von der Nase rutschte. Was war sie froh, ihn wiederzuhaben!

»Ist noch was zu essen da?« Er befreite sich aus ihrer Umarmung, drehte sich dem Herd zu, hob den Deckel und schnupperte. »Serbisches Reisfleisch, natürlich! Was anderes kann Elmar nicht kochen.« Er schaufelte sich einen Teller voll und aß im Stehen. »Jetzt erzähl schon, Schwesterherz.«

Als ob die wild schwirrenden Wespen im Kopf nicht reichen würden, meldeten sich nun noch die Wackersteine in ihrem Bauch zurück. Marokko musste warten, zuallererst musste sie mit Konrad über ihr Wiedersehen mit Wolfie reden. Mit dem Wolfie, ohne den sie nie die Weite der Prärie entdeckt hätte, mit dem Wolfie, der sie aus dem Loch befreit hatte, mit dem Wolfie, bei dem es nichts umsonst gab. ... Konrad kannte ihn viel besser als sie. Die zwei waren als Kinder und Jugendliche unzertrennlich gewesen. Konrad würde wissen, ob man sich auf Wolfies Wort verlassen konnte.

»Du warst in Marokko? Hast du was zum Rauchen mitgebracht?« Eine Frau mit langem, glattem Blondhaar schwebte herein. Sie trug nur ein T-Shirt, sonst nichts. Sie schenkte Luzie einen verschlafenen Blick und schmiegte dann Kopf und Körper an Konrad.

»Das ist Karin.« Konrad stellte seinen Teller ab, strich der Frau eine Haarsträhne aus dem Gesicht und küsste sie auf den Mund: »Ist sie nicht toll?«

»*Marocaine*«, antwortete sie und bot das Päckchen an, wohl wissend, dass Karin etwas anderes gemeint hatte. Sie mochte die Frau nicht.

Sie setzten sich, Karin auf Konrads Schoß. Rauchend pickte sie ein paar übrig gelassene Fleischstückchen von Konrads Teller, kaute sie ausgiebig, schob eine Haarsträhne hinters Ohr, zog dann an ihrer Zigarette, aß und qualmte weiter im Wechsel. Luzie fand sie affig. Weil Konrad wieder von Marokko anfang, erzählte sie vom Sternenhimmel über der Wüste, von der Schönheit der alten Moscheen und Paläste. Allgemeines Zeug halt, nichts Wichtiges. Sie wollte Konrad für sich alleine, sie hatte etwas mit ihm zu besprechen.

»Wissen die Eltern schon, dass du zurück bist?«, fragte er. »Fährst du heute noch nach Breisach?«

Auf keinen Fall wollte sie so schnell nach Hause! »Ich hab gedacht, ich bleib erst mal hier. Ruhig ankommen und so weiter.«

»Hier ...« Er strich Karin übers Haar und sah über Luzie hinweg, »könnte es ein bisschen eng werden. Und die Eltern machen sich echt Sorgen um dich. Ich denk, du solltest wirklich erst mal heim.«

Setzte sie Konrad gerade vor die Tür? Sie hatte so darauf gebaut, erst mal bei ihm unterzukriechen.

»Papa ertrinkt wie immer in Arbeit, und Mama hat ein neues Hobby, sie macht jetzt Ikebana«, redete er weiter. Brav

betonte er Mama und Papa auf dem zweiten a, *maman* hatte immer Wert auf die französische Aussprache gelegt.

»Die bürgerliche Klasse zeichnet sich dadurch aus, dass Männer es sich leisten, ihre Frauen nicht arbeiten zu lassen«, dozierte Karin. »Die Arbeitsteilung der Geschlechter definiert den Klassencharakter der Bourgeoisie. Die Muße der Frau ist Statussymbol.«

Soziologiestudium, vermutete Luzie, oder Frauengruppe. »Besser sie zupft an Blumen herum als an uns«, konterte sie und wandte sich ihrem Bruder zu. »Meinst du, du hast morgen mal Zeit für mich? Ich muss unbedingt was mit dir besprechen.«

»Na klar, Schwesterlein. So gegen ...«

»Morgen?« Karin schob die Haarsträhne wieder hinters Ohr. »Exkursion an den Westwall, Nazibunker, Festungsanlagen. Du wolltest unbedingt mit, und ich habe für dich einen Platz ergattert, obwohl du gar nicht zur Seminargruppe gehörst.«

»Jetzt sofort?«, schlug Konrad vor. »Es stört dich doch nicht, dass Karin dabei ...?«

Wieso merkte er nicht, dass sie allein mit ihm reden musste? Wieso schickte er die Frau nicht weg? Wieso himmelte er sie an, als wäre sie das achte Weltwunder? Wieso hatte er nur Augen für sie und nicht für seine kleine Schwester? Sie verstand die Welt nicht mehr. Ihr Bruder war nicht zum ersten Mal verliebt, aber so hatte sie ihn noch nie erlebt. Konrad hatte sie noch nie hängen lassen, aber nun hing er an Blondie fest. »Muss nicht sofort sein«, murmelte sie.

»Dann übermorgen? Du bist ja jetzt wieder für länger da, oder?«

»Ja, klar.« Luzie stand langsam auf und raffte ihre Sachen zusammen. Sie musste sich am Riemen reißen, um nicht los-

zuheulen, so enttäuscht war sie. Als sie unten auf der Straße stand, fiel ihr ein, dass sie Konrad sein Mitbringsel, den Gürtel aus Kamelleder, nicht gegeben hatte. Recht so, wenn er sich lieber mit dem blonden Gift vergnügte, als sich Zeit für seine Schwester zu nehmen. Sie war sicher, dass die Beziehung nicht lange halten würde, aber das half ihr im Augenblick leider gar nichts.

Mit dem Passat Combi, den ihr Vater noch kurz vor seinem Tod gekauft hatte, kurvte Johanna nach ihrem Termin bei der Raiffeisenbank scheinbar ziellos durch die engen Straßen des Kaiserstuhls, im Kassettenrekorder Janis Joplin's *Me And Bobby McGee*. »*Freedom is just another word for nothing left to lose*«, sang sie mit Janis. Es tat ihr gut, »*Nothing, nothing, nothing*« laut hinauszuschreien, es half ihr gegen die Wut. Sie war nicht überrascht, als sie irgendwann auf dem Parkplatz der Anhöhe hinter Schelingen zum Stehen kam. Hierher war der Vater immer allein gefahren, wenn er über etwas nachdenken wollte. Sie hatte seinen Betrieb übernommen, warum nicht auch seinen Ort zum Nachdenken? Sie überquerte die Straße und stapfte mit den Plateauschuhen auf dem matschigen Weg hoch zu den Schelinger Matten. Scheiß auf die Schuhe, dachte sie. Es hatte nichts geholfen, sich in Schale zu werfen.

Zu Hause hofften sie auf gute Nachrichten, aber die brachte sie nicht mit, weil Meierle ihr nichts zutraute. Hätte sie anstelle der vielen Frauen, die sie zu ihren Gunsten aufgezählt hatte, Anno Weber nennen sollen, der gleich alt, auch für den Zukauf von Reben, problemlos einen Kredit bei Meierle erhalten hatte? Oder hätte sie die hilflose, überforderte Frau spielen sollen, die den »großen« Meierle um finanzielle Unterstützung für ihren Betrieb anflehte? Nein, sie konnte nur mit ihren eigenen Waffen ins Feld ziehen. Und wer weiß?

Vielleicht reichte ihre Drohung, die Bank zu wechseln, damit er den Kredit bewilligte.

Sie stand nun oben auf der Anhöhe, löste ihr Haargummi, ließ ihre Haare im Wind wehen und genoss die Weite. Im Süden erblickte man, umgeben von Buchen- und Tannenwald, Eichelspitz und Totenkopf, im Norden den Katharinenberg. Hier auf den Schelinger Matten begrenzten keine Bäume den Blick, hier wellten sich blassgrüne Weiden in sanften Biegen ins Tal, wo sie von Rebflächen abgelöst wurden. Eine Landschaft von sanfter Schönheit, unberührt von der Flurbereinigung, ein Rest ursprünglicher Kaiserstuhl, ein Stück Land, das einem auch im Winter das Herz aufgehen ließ. Als sie Luzie zum ersten Mal hierherbrachte, war sie völlig aus dem Häuschen geraten. »Das ist die Weite der Prarie«, hatte sie gejuchzt und sich mit ausgebreiteten Armen auf den Boden fallen lassen. Johanna war der Wilde Westen schnuppe, sie fühlte sich hier dem Himmel nah. Prarie und Himmel waren dem Vater egal gewesen, er war wegen der Weite hierhergekommen. Er hatte immer behauptet, dass diese bis in den Kopf hineinreichte und half, groß und offen zu denken.

Gerne hätte Johanna den kleinkartierten Meierle hierhergeschickt, auf dass sich seine Gedanken weiteten, auf dass er Entscheidungen fällte, bei denen der Mensch, egal ob Frau oder Mann, im Mittelpunkt stand. Was für ein frommer Wunsch! Für Meierle war sie eine schwache Frau, die nicht wirtschaften konnte. Genauso wie für die Herren aus Stuttgart die Protestler linke Spinner waren, die nicht kapierten, dass Wyhl ein vernünftiges Geschäft war. Der Industriestandort Baden-Württemberg brauchte eigene Energie. Wachstum und Wohlstand brauchten Energie, und das Kernkraftwerk sollte sie liefern. Dagegen standen die Interessen einer kleinen Gruppe Kaiserstühler Winzer und Bauern, die

um ihre Existenzgrundlage fürchteten. Die prognostizierte erhöhte Nebelbildung durch die Kühltürme würde die Gefahr von Pilzkrankheiten erhöhen und die Sonnenstunden im Herbst verringern und damit die Qualität des Weins verschlechtern. Der berühmte Werbespruch »Badischer Wein, von der Sonne verwöhnt« verkäme zu Makulatur. Sprich, sie wollten das Kernkraftwerk aus massivem Eigeninteresse verhindern. Legitim, natürlich, aber keine gute Voraussetzung, um erfolgreich zu sein. Die Nebelbildung wäre tatsächlich nur ein lokales, hauptsächlich den Weinbau betreffendes Problem, aber doch nicht die einzige Gefahr, die vom Bau des Kernkraftwerks ausging. Was war mit atomarer Strahlung, was mit der Senkung des Grundwasserspiegels, was, wenn es in diesem Werk zu einem Unfall käme? Ein GAU – größter anzunehmender Unfall –, das wusste Johanna inzwischen, war nicht gleichzusetzen mit einem explodierenden Atomkraftwerk, dazu konnte es im uranbeschickten, wassergekühlten Reaktor gar nicht kommen, weil das spaltbare Material nicht ausreichte. Ein GAU konnte vielmehr schon bei einem einfachen Leck im Wasserkreislauf eintreten, und wenn das Rohr weiter aufriss, würde der Reaktor in einen undurchdringlichen Nebel aus radioaktiv verseuchtem Wasserdampf gehüllt. Aber die Betreiber spielten diese Gefahren herunter, und sie als KKW-Gegner brauchten wissenschaftsfundierte Gutachten, um ihre Position zu stärken, und die Experten dafür kosteten Geld. Geld, immer ging es um Geld ...

Unten im Tal schlug eine Kirchturmuhr viermal und erinnerte Johanna daran, dass es Zeit war, endlich nach Hause zu fahren. »Es ist nicht schlecht gelaufen«, würde sie Mutter und Großmutter sagen. »Es sind noch ein paar Details zu klären, ich telefoniere noch mal mit Meierle.« Optimismus und Zuversicht würde sie ausstrahlen, um zu verhindern,

dass die beiden sich Sorgen machten. Mit den Sorgen würde sie dann allein ins Bett gehen. Früher hatte sie in solchen Situationen das Telefon mit dem langen Kabel in ihr Zimmer transportiert und Luzie angerufen, um so lange mit ihr zu quatschen, bis es ihr besser ging. Aber Luzie war in Marokko abgetaucht und hatte schon seit Monaten kein Lebenszeichen mehr geschickt.

Nun liefen Luzie doch die Tränen. Nach einem lauten, tief im Bauch schmerzenden Schluchzen brachen sie aus ihr heraus, da war kein Halten mehr. Erschöpfung, Enttäuschung, das Nicht-wissen-wohin. Es fühlte sich an wie früher, wenn der Vater sie im Keller eingesperrt hatte. Keiner mochte sie, keiner liebte sie, sie war ein Nichts, ein Niemand, ganz allein auf der Welt. Erst als eine alte Frau sie am Ärmel zupfte und ihr mitleidig ein Papiertaschentuch reichte, riss sie sich am Riemen.

»Liebeskummer?«, fragte die Frau, während Luzie sich schnäuzte. »Das geht vorbei, glaub mir, Kindchen.«

Alles geht vorbei, dachte Luzie, und mit einem Mal sah sie sich bei ihrer Ankunft in Marokko. Der groß gewachsene, feingliedrige Said, mit seiner Haut von der Farbe hellen Olivenöls, studierte wie sie Geschichte, sein Französisch war perfekt. Professor Tahiri hatte ihn gebeten, sie abzuholen. Vor dem Eingang des Flughafens winkte er ein Taxi herbei, eine klapprige Karre, deren Kofferraum nicht mehr richtig schloss, nachdem man ihr Gepäck darin verstaut hatte. Über eine staubige Straße fuhren sie durch eine karge, fast ebene Landschaft, deren Ödnis durch Palmen und am Straßenrand weidende Kamele und Esel unterbrochen wurde. »Denkst du an den Film?«, fragte Said. »Alle Europäer und Amerikaner haben den Film im Kopf, wenn sie hierherkommen. Casablanca als Schicksalsort, wo Wege aufhören oder in die Frei-

heit führen, wo Mut belohnt wird oder mit dem Tod endet, wo Liebe gefunden und wieder verloren wird. Rick und Elsa, Bogart und Bergman, »As Time Goes By« und so weiter. Und alle wollen sie in Rick's *Café Américain* gehen.« Luzie hörte den spöttischen Ton in seiner Stimme und fühlte sich auf den Schlips getreten. *Casablanca* war ihr absoluter Lieblingsfilm. Mindestens viermal hatten Johanna und sie ihn im Kandelhof-Kino gesehen, die Dialoge zwischen Rick und Elsa und zwischen Rick und Captain Renault konnten sie auswendig. »Dabei«, redete Said weiter, »ist Casablanca nicht wie Paris die Stadt der Liebe, Casablanca ist eine Stadt des Handels, nüchtern und geschäftig, hier wird das Geld verdient.« »Und Rick's Café gab es nur in einem Hollywoodstudio«, sagte sie. Wenn schon ertappt, so sollte Said sie zumindest nicht für blöd halten. Nun lächelte er. »Oh, wenn du willst, findest du es in Casablanca«, erwiderte er. »Man findet alles in Casablanca. Aber es ist besser, dein Kopf ist leer, wenn du in ein fremdes Land kommst.« Was genau er damit meinte, konnte sie so wenig deuten wie sein Lächeln.

Also lenkte sie das Gespräch auf die Arbeit, Said berichtete, dass sie bald Professor Tahiri treffen könne, der mit Professor Forster in Freiburg im Austausch stand. »Wann genau?«, hatte sie wissen wollen. *Inshallah* und ein sanftes Lächeln waren die Antwort gewesen. Im Gegensatz zu Rabat, das eine jahrhundertealte Uni habe, erzählte Said weiter, sei die Uni Casablanca jung, erst 1962 gegründet, aber schon dabei, sich einen guten Ruf im Maghreb zu erwerben. Sie wisse doch sicher um die große Tradition arabischer Universitäten, die im Mittelalter führend im Bereich der Medizin und der Naturwissenschaften waren? In Fès, erzählte er weiter, befinde sich mit Al-Qarawiyyin die älteste Universität der Welt, mehr als zweihundert Jahre älter als Bologna, bereits im Jahr 859 von Fatima al-Fihri gegründet. »Von einer Frau?«,

fragte sie ungläubig und merkte, wie sehr er ihr Erstaunen genoss. Natürlich lege man auch großen Wert auf die Kooperation mit europäischen Universitäten, fügte er schnell an, und freue sich jetzt auf die Zusammenarbeit mit der Uni Freiburg.

Said brachte sie zu einem Studentenwohnheim, einem spartanischen Neubau. Vor dem Eingang reichte er ihr einen Schlüssel mit der Nummer 22. »Es gibt eine Küche auf jeder Etage, Waschgelegenheiten und Toiletten sind im Keller«, erklärte er. Dies sei das Haus für die weiblichen Studenten, fuhr er fort, er wohne mit den männlichen Studenten im Nachbarhaus. Sie solle sich einrichten, danach erwarte er sie nebenan zum Essen, das er mit anderen Geschichtsstudenten, natürlich auch mit Studentinnen, ihr zu Ehren ausrichte. Sie werde gern kommen, antwortete sie erfreut. Sie habe allerdings vorher noch eine Verabredung, wann sie denn spätestens zurück sein solle? In Marokko esse man nie vor 21 Uhr abends, erklärte Said. Sie nickte. Sie war sich sicher, dass sie das schaffen würde.

Wieso hatte sie geglaubt, sie müsse den Termin mit Hei-
mann unbedingt einhalten? Ein Gefallen, den sie ihrem
Alten tat, eher ein Geschäft, auf das sie sich eingelassen
hatte: Wenn sie sich mit seinem Kriegskameraden traf, be-
zahlte er ihre Flugtickets. Wieso war sie nicht auf die Idee
gekommen, das Treffen mit Heimann zu verschieben? Traute
sie sich nicht einmal, mehr als zweitausend Kilometer von
zu Hause entfernt, etwas zu verweigern, was der Alte ihr
aufgetragen hatte? Wieso hatte sie sich vor der Reise nicht
besser mit den Sitten und Gebräuchen des Landes vertraut
gemacht? Ein Essen ihr zu Ehren, und sie hatte es nicht
geschafft, rechtzeitig zurückzukommen. Tausend Gründe,
warum, nicht zuletzt der blöde Taxifahrer ... Inzwischen
wusste sie, wie sträflich sie die Regeln der Gastfreundschaft

verletzt hatte. Mit Johanna wäre das nicht passiert, aber Johanna hatte sich gegen die gemeinsame Reise und für das Kind entschieden.

»Johanna«, murmelte sie und wusste, was sie nun tun musste. Sie schnäuzte sich noch einmal, ruckelte ihren Rucksack zurecht, marschierte zurück zum Martinstor und steuerte in der Altstadt ein Fotogeschäft an, das sie von früher kannte. Sie kramte in ihrer Tasche nach der Filmrolle mit den Fotos, die sie vor ihrem Abflug in Casablanca gemacht hatte, und bat darum, den Film schnellstmöglich zu entwickeln und Abzüge zu machen.

Es dämmerte bereits, als sie zurück auf die Straße trat. Höchste Zeit, ihre alte WG anzusteuern. Weil ihr Bruder bis über beide Ohren verknallt war, brauchte sie anderswo ein Bett für die Nacht. Sie nahm den Weg über den Münsterplatz. Das gehörte sich eh für eine ordentliche Heimkehr. Einmal über den Platz stiefeln, erst dann war man zurück in Freiburg. Das tägliche bunte Markttreiben war längst vorbei, einzig ein Infostand gegen das geplante Kernkraftwerk in Wyhl war vor dem Haupteingang der Kirche aufgebaut. Große Plakate zeigten zwei riesige Kühltürme und dazwischen, viel kleiner, den Turm des Freiburger Münsters. Wahnsinn, wenn die Kühltürme wirklich so groß werden sollten, dachte sie. Eine ältere Frau mit einem Megafon forderte die Leute auf, zu unterschreiben. Luzie brauchte einen Moment, bis sie begriff, was sie daran irritierte. Sie hatte noch nie eine ältere und zudem sehr bürgerlich aussehende Frau mit einem Megafon gesehen.

»Das Kernkraftwerk geht uns alle an«, verkündete die Frau. »Die Gefahren sind offensichtlich. Filbinger und Eberle wollen uns für dumm verkaufen. Jede Unterschrift zählt.«

Die Worte der Frau erinnerten Luzie an ihr Gespräch mit Wolfie, und daran wollte sie jetzt auf gar keinen Fall denken.

Nein, sie schob das Problem nicht auf die lange Bank, sie ließ es nur ruhen. *Inschallah* ... Sie umrundete den Stand in weitem Bogen, eilte am Münster vorbei in Richtung Schlossberg, bis sie eines der heruntergekommenen Häuser in der Konviktstraße erreichte und dort den Klingelknopf drückte. Es dauerte, bis die Tür geöffnet wurde.

Die Frau, die oben an der Treppe stand, kannte sie nicht.

»Servus, ich bin Luzie«, stellte sie sich vor. »Ich hab mal hier gewohnt. Ist Renate da?«

»Die ist vor einem halben Jahr nach Würzburg gezogen.«

Mist, dachte Luzie. »Und Dagmar?«, fragte sie.

»Dagmar!«, rief die Frau in die Wohnung hinein und zog sich zurück.

»Wenn das keine Überraschung ist! Luzie von Reizenstein.«

Dagmar sah aus wie vor einem Jahr: Topfhaarschnitt à la Mireille Mathieu, Jeans mit sehr breitem Gürtel, gebügelte Bluse, exakt geknoteter kleiner Schal um den Hals, breitbeinig, die Arme vor der Brust verschränkt. Sie hatte immer noch den misstrauischen Blick einer Bulldogge, und Luzie wusste, dass sie auch zubeißen konnte.

»Hallo, Dagmar.«

Dagmar und sie hatten sich nie ausstehen können. Dagmar war dogmatisch in allem, was sie tat, Luzie hasste jede Form von Dogmatismus. Dagmar liebte Ordnung, Luzie war die egal. Dagmar liebte Pläne, Luzie fand Pläne furchtbar. Dagmar liebte Sauberkeit, Luzie konnte über vieles hinwegsehen. Einmal hatte Dagmar sie mit dem Feudel um den Küchentisch gejagt, weil Luzie ihr nicht ordentlich genug geputzt hatte, und Luzie hatte ihr im Gegenzug die Klobürste neben das Bett gestellt. Wenn sie gewusst hätte, dass nur noch Dagmar ... Luzie stellte ihren Rucksack ab und versuchte es mit einem Lächeln.

»Ich dachte, ich schnei mal rein. Schau, was meine alte WG so macht.«

»In alle Winde verstreut. Johanna wieder daheim, Georg in Berlin oder weiß der Henker wo, Renate in Würzburg. Und du ...« Dagmar rümpfte die Nase und musterte sie von Kopf bis Fuß. »Du solltest mal unter die Dusche. Sag bloß, du kommst direkt aus Marokko? Brauchst wohl ein Bett für die Nacht?«

Am liebsten hätte ihr Luzie den verächtlichen Ton, mit dem sie das sagte, aus dem Leib geprügelt, aber dazu fehlte ihr die Kraft. Sie war das Herumirren leid und furchtbar müde. »Gibt es das Sofa in der Küche noch? Wäre super, wenn ich da schlafen könnte. War 'ne lange Reise.«

»Okay«, sagte Dagmar gnädig. »Eine Nacht. Morgen früh bist du wieder weg.«